

HERMANN BAUSINGER

Zwischen Grün und Braun

Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg

„Seltsam, dieses Bürgertum. (Und in Deutschland sind alle Bürger.) Seltsam dieses starre Festhalten an Formen, die leer sind, an Dingen, die es eigentlich nicht mehr gibt. Vorbei, vorbei — fühlt Ihr das nicht?“ So schrieb und fragte Kurt Tucholsky¹ im Jahr 1920, und er hätte wohl die Vorstellungen von Volkstum und die zentralen Gegenstände der Heimatpflege zu den Dingen gerechnet, die es eigentlich gar nicht mehr gibt. Volkstum und Heimat — das sind zumindest eher biedere Vorstellungen, und tatsächlich geht es hier weniger um philosophische Entwürfe und theologische Sinndeutungen, es geht um sehr viel banalere Dinge. Meine Ausgangsbasis sind eine Reihe von Zeitschriften, die meisten herausgegeben von Heimatverbänden, Zeitschriften, in denen die Landschaft und Geschichte einer Region behandelt, Bauten und Naturdenkmäler gezeigt, Bräuche und Trachten präsentiert werden. Die Herausgeber und die Verfasser waren brave Gelehrte und wackere Dilettanten, höchst zivil und gut bürgerlich. Die Vereinseitigkeit hielt sich in diesen Kreisen in Grenzen, aber gelegentlich ist dann doch eine Fotografie von den Vorständen und Beiräten zu sehen, alles gestandene, seriöse, pflichtbewußte Herren, die sich in schlichter Vornehmheit und gediegener Freundlichkeit auf den Bildern zeigen (man ist nicht verwundert, daß man in den Bildlegenden auf Titel wie Geheimrat und Gymnasialprofessor trifft), Herren, denen man quasi ansieht, daß sie alle das Beste wollen.

Kurz, all das erscheint bieder und harmlos. Aber genau hier steckt die Pointe. Harmlosigkeit, eine Art naiver Idealismus scheint eine der Voraussetzungen gewesen zu sein, welche die Entstehung des Dritten Reiches begünstigten. Es gab im Vorfeld und in der Nachbarschaft des Nationalsozialismus eine Art sanften Faschismus, der sich ehrenwerten Ideen anschmiegte und so in gesellschaftliche und kulturelle Bereiche drang, in denen man sich gegen plump militante Sturmabteilungsparolen verwahrt hätte.

Ich habe meinen Vortrag überschrieben: „Zwischen Grün und Braun“. Ich möchte das keineswegs zurücknehmen, aber ich möchte mich vorsichtshalber gegen vorschnelle Aha-Erlebnisse wenden. Zwischen Grün und Braun — das

¹ Dämmerung. In: Ausgewählte Werke, 2. Band Reinbek 1965, 77—81; hier 78.

klings, als handle es sich um feste Positionsangaben, und es scheint zudem eine Gefällestrecke anzudeuten, auf der die Bremsen leicht versagen. Aber Grün und Braun sind keine festen Substanzen, keine bleibenden Größen, es sind Symbolwörter, mit denen ganz Verschiedenartiges bezeichnet werden kann, sind Größen, die immer wieder unmerklichen Veränderungen unterworfen sind. Aber ebendieses Oszillierende macht die Relation dann doch gefährlich. Sie begründet ungewollte Überschneidungen und bedenkliche Mißverständnisse — ich komme darauf ganz am Ende kurz zurück.

Im Jahrbuch des Vereins „Badische Heimat“ von 1926 sind zehn Leitsätze für den Naturschutz abgedruckt.¹ Im ersten Satz wird das „lebendige Verwachsen sein mit dem Heimatboden“ beschworen, dann, in den folgenden Paragraphen, ist von Schlupfwespen, von der Raupenplage, von Chemikalien, von Vögeln, Sträuchern und Kräutern die Rede, durchsetzt mit pädagogischen Warnungen, etwa gegen die Zerstörungslust von jungen Leuten gegenüber Kröten und Eidechsen. Der zehnte Leitsatz aber beginnt: „Eine deutsche Wiedergeburt ist ohne den Weg durch die Natur nicht möglich“, und er endet: „Deutsch sein heißt Natursinn haben“. Die Drastik, ja Komik solcher Zitate veranlaßt mich zu dem Hinweis, daß ich hier zwar nicht von einer quantitativen Inhaltsanalyse ausgehe, daß ich aber nirgends isolierte Bemerkungen herausgegriffen habe, daß ich vielmehr für alle Zitate Parallelen beibringen kann, sei es aus den weiteren Jahrgängen derselben Zeitschrift oder sei es aus der gleichen Zeit und aus benachbarten Blättern. Im Jahrbuch der „Badischen Heimat“ von 1931 heißt es etwa: „Unser Körper mag auch in einer mechanisierten Umgebung sich erhalten, unsere Seele als deutsche Seele ist ohne grüne Heimatnatur undenkbar.“² Naturschutz bot also eine Garantie für die Erhaltung der deutschen Seele.

Solche Äußerungen standen in einer langen Tradition. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Wilhelm Heinrich Riehl den Wald und das Waldesgrün als spezifisch deutsche Erscheinung bezeichnet. „Wir müssen den Wald erhalten“, so schrieb er, „nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.“³ Es ist anzunehmen, daß Riehl damit nicht auf einen der bevorzugten Orte teutonischer Fortpflanzung anspielen wollte, sondern daß er ein irrationales national-seelisches Einvernehmen meinte. Und es ist gewiß nicht schwierig, Waldeinsamkeit und Waldbegeisterung mit deutscher Konnotation bis in die Romantik zurückzuverfolgen.

¹ Mein Heimatland. 13. Jahrgang Karlsruhe 1926, 238f. Verfasser ist Konrad Guenther.

² Mein Heimatland. 18. Jg. 1931, 158.

³ Land und Leute, Stuttgart 1883, 52. Vgl. B. Wormbs, Wem Gott will rechte Gunst erweisen .. ,in: Almanach 14 für Literatur und Theologie. Heimat. Hrsg. von J. R. Klicker, Wuppertal 1980, 94—108.

All das klingt zunächst wie eine leere Metapher, wie eine Arabeske poetischer Freiheit an den Rändern handfester Sachüberlegungen. Politisch ist das nicht gemeint. Wirklich nicht? Im Jahr 1905 sagte einer der Redner auf der Generalversammlung des schleswig-holsteinischen Heimatvereins: „Wir sind kein politischer Verein, aber deutschnational bis auf die Knochen.“⁵ Gerade dieses unspezifische Verständnis — die Nationalisierung von Natur und Heimat und die Natürlichkeit des Nationalen — scheint den Weg zu ebnen für die Verabsolutierung dieses Moments. Die Selbstverständlichkeit verdeckt die Irrationalität, und die betuliche Wärme solcher Bekenntnisse darf nicht darüber hinweg täuschen, daß dahinter Stacheln wachsen, Aggressionen gegen das Fremde jenseits und diesseits der Grenzen.

Man kann nun freilich fragen, ob das Kreisen um die *Nation* in diesen Bereichen nicht eine Nummer zu groß war. Heimat und Volkstum, das sind ja doch Begriffe, die zunächst auf Differenzierungen innerhalb der Nation zielen, auf regionale Besonderungen. In der Tat hatte des Erlebnis des Krieges vor allem auch eine Besinnung in dieser Richtung ausgelöst. Daß die Kämpfe in den heimischen Regimentern ausgefochten wurden, das war zumindest im Rückblick ein Moment von Geborgenheit. Und auch die Situation der Nachkriegszeit verengte zunächst eher den Blick. „Das traute Wort Heimat“, so hieß es in einer rheinischen Heimatzeitschrift von 1921, „das vor dem Kriege gegenüber dem machtvollen Reichsbegriff etwas in den Hintergrund zu treten schien, es beherrscht jetzt in stärkerem Grade unser Sinnen und Denken. Überall regen sich Heimatkunde und heimatliche Volksforschung und beweisen, daß wir in unserm Unglück Einkehr halten bei uns selbst.“⁶

Aber wo von Heimat die Rede war — in allen Regionen, überall ging es um die gleichen Prinzipien und Ausdrucksformen, so daß sich die engere und nähere Orientierung bruchlos weitete zum Interesse an der deutschen Heimat, am deutschen Volk. Diese deutsche Heimat erscheint als organische Fügung aus ihren landschaftlichen Elementen, das deutsche Volk „einig in seinen Stämmen“, wie es noch in der Weimarer Verfassung hieß. An Pfingsten 1925 tagte in Hamburg die Deutsche Lehrerversammlung. Im Willkommensgruß hieß es in poetischer Weise: „Nun bauen wir wieder zehntausendfach am alten gotischen Dome, am Sehnsuchtsbau deutscher Schule. Jedweder Gau gießt Seele hinein, schafft in reichster Ornamentik, jedoch der Seele Urgrund ist deutsch.“⁷

Die Bedeutung der Schule darf in diesem Zusammenhang nicht unterschätzt werden. Schon in der Volksschule war Heimatkunde nicht nur das methodi-

⁵ J. Christiansen, „Die Heimat.“ Analyse einer regionalen Zeitschrift und ihres Umfeldes, Mschr. Diss., Kiel 1978, 121.

⁶ F. Wrede, Achtet auf eure Mundart! in: Heimat-Schollen Nr. 2, 1. Jg. 1921, 15.

⁷ F. Kreppet, Der Lehrer in den zwanziger Jahren, in: H. Schoeps (Hrsg.), Zeitgeist der Weimarer Republik (= Zeitgeist im Wandel II), Stuttgart 1968, 124—159; hier 135.

sehe Prinzip: von der Nähe in die Ferne, sondern es ging um ganz bestimmte, immer auch national überhöhte Güter und Erscheinungen der engeren Heimat. Vor allem aber im Deutschunterricht der Gymnasien, einem ausgesprochenen Gesinnungsfach, war der nationale Akzent durchschlagend. Elke Peters, die die völkische Bildungspolitik der 20er Jahre einer Untersuchung unterzog, hat darin auch einen Querschnitt durch die Aufsatzthemen gegeben, die in den Jahren 1920/21,25/26,30/31 und dann wieder 33/34 an Schüler vergeben wurden.⁸ Da bewegt sich nicht viel, da ändert sich wenig, und schon in den frühen 20er Jahren begegnen Themen, die auch später so oder ähnlich auftauchen: Das Fremdwort im Deutschen; Walther von der Vogelweide, ein deutscher Patriot; Inwiefern läßt sich Goethes deutsche Gesinnung an Hermann und Dorothea nachweisen; Siegfried, das Urbild deutscher Männlichkeit; Der völkische Gehalt in Richard Wagners ‚Meistersingern‘; Was bedeutet die Wartburg, der Kyffhäuser, der Brocken für das deutsche Volk?; Weshalb ist uns Deutschen der Rhein so lieb?; Das Weib in germanischer Auffassung; Leben die alten Germanengötter noch?

Es war sicher nicht angebracht für die Schüler, diese Frage zu verneinen. Und in der Tat — sie lebten in besseren Umständen als eh und je. Der Gedanke germanischer Kontinuität, angelegt schon in den mythologischen Schriften der späten Romantik, bestimmte erneut einen Teil der volkskundlichen Forschungen.⁹ Wo immer nächtlicher Spuk überliefert war, da sah man germanische Männerbünde im Spiel, und Bräuche und Brauchgestalten bis weit in den kirchlichen Ritus hinein wurden mit dem Stammbaum germanischer Abkunft versehen.

Dabei gab es gegenüber den romantischen und den direkt von der Romantik bestimmten Auffassungen allerdings einen gravierenden Unterschied. Dort betrachtete man all dies als mythische Traditionen, man hielt es für geistige Überlieferung. Jetzt aber sah man ein Substrat dafür: Blut und Rasse, also biologische Kontinuität. Auch dies taucht zunächst eher metaphorisch auf: da ist von Blutströmen die Rede, vom Hineinhorchen ins eigene Blut. Aber allmählich wird der direkte Sinn immer unverhüllter und deutlicher, ein biologisches Konstrukt, das allen historischen Erkenntnissen über Bevölkerungsverschiebungen und -Überlagerungen zum Trotz von einer gewaltigen Kontinuität ausging.

Es ist ganz unmöglich, in diesem Rahmen die Vorgeschichte, die Spielarten und Implikationen der Rassenidee darzustellen. Ich muß mich mit einigen Andeutungen begnügen. Schon 1921 schrieb Robert Musil in einem Essay, daß „der Begriff der Rasse dem der Nation unterschoben“ werde.¹⁰ Tatsächlich sind die

⁸ Nationalistisch-völkische Bildungspolitik in der Weimarer Republik, Weinheim etc. 1972, 155 ff.

⁹ Vgl. K. von See, Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart. Ffm. 1970; H. Bausinger und W. Brückner (Hrsg.), Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem, Berlin 1969.

¹⁰ Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden. Hrsg. von A. Frise, Hamburg 1955, 611.

beiden Begriffe ja keineswegs deckungsgleich. Die historische Bedingtheit der nationalen Grenzziehung stieß zusammen mit der historischen Bedingtheit, und das heißt auch Zufälligkeit, von Wanderungsbewegungen, Bevölkerungsverschiebungen, Heiratsverhalten. Aber schon in den Entwürfen von Gobineau und Chamberlain — beide, der Franzose wie der Engländer, haben die deutsche Rassenideologie aufs stärkste beeinflußt — war vom Einwirken von „Rassenseelen“ auf die Geschichte der Völker die Rede.¹¹ Dabei wurde durchaus mit Rassenmischungen gerechnet, aber frei nach den Mendelschen Gesetzen sah man dominante Erbanlagen, die dazu führten, daß die Prägekraft einzelner Rassen sich durchsetzte. In erster Linie, das ist bekannt, wurde die Dominanz der Nordrasse hervorgehoben.¹²

Die Rassenlehre spielte nun nicht nur in bestimmten politischen Kleingruppen eine zentrale Rolle, sie begann sich auch in einzelnen Wissenschaften durchzusetzen wie in Teilen der Volkskunde oder in manchen Bereichen der Frühgeschichte. Schon 1926 argumentierte der Tübinger Dozent Reinert bei der Tagung der Deutschen Mittelstelle für Volks- und Kulturbodenforschung, daß Süddeutschland seine Eigenart durch nordische Prägung erfahren habe, während „der westisch-mittelländische Kulturkreis“ (also die Römer eingeschlossen) keinerlei rassischen Einfluß ausgeübt habe.¹³ Im gleichen Jahr begann die Zeitschrift „Volk und Rasse“ zu erscheinen, in der Beiträge verschiedener Wissenschaften unter rassenkundlichen Aspekten versammelt wurden.¹⁴

In den Kreisen der Volkstums- und Heimatpflege scheint man der Rassenlehre eine Zeitlang eher distanziert gegenübergestanden zu sein. Ich habe den Eindruck, daß im Süden Deutschlands dafür weniger eine grundsätzliche Aversion maßgebend war als die Befürchtung, man könne im Nachweis von Blondköpfen wahrscheinlich nicht mithalten — das Mißtrauen also, daß in der neuen Rassenlehre preußische Hegemoniebestrebungen zum Durchbruch kämen und daß die Erfindung der Nordrasse eine besonders raffinierte Inszenierung der Nordlichter sei. Aber die Vorstellung der Rasse schließt sich doch den schon geläufigen Metaphern vom Blut an, der „unendlich tiefe Brunnen“ des Volkstums,¹⁵ von dem so oft die Rede war, schien nun einen Grund gefunden zu haben. Allmählich — und wenn ich für diesen Vortrag ein Leitmotiv beanspruche, dann ist es die Dämonie des Allmählichen, das unmerkliche Hinübergleiten von noch akzeptablen Positionen zu Irrationalismen — allmählich dringt das Vokabular, dringt die Sehweise der Rassenkunde auch in diese Kreise ein. Nicht überall gleich schnell. Im Landesverein „Badische Heimat“ ist damals

¹¹ Vgl. *W. Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie*, Ffm. 1971, 84—88.

¹² Vgl. *M. Ziegler, Volkskunde auf rassischer Grundlage: Nationalsozialistische Monatshefte* 5 (1934)711—717.

¹³ Niederschrift von der Tagung in Meersburg vom 12.—14. April 1926, 7.

¹⁴ *Volk und Rasse. Illustrierte Vierteljahresschrift für deutsches Volkstum*. 1. Jg. München 1926.

¹⁵ *A.Lämmle, Unser Volkstum*, Stuttgart 1925, 31.

der Anthropologe und Rassenhygieniker Eugen Fischer Vorsitzender. Sein Einfluß erklärt wohl, daß in den Organen des Heimatbunds mehr und mehr rassenkundliche Anmerkungen und auch Abhandlungen ihren Platz finden. Der Jahrgang 1927 der Zeitschrift „Mein Heimatland“ enthält Abhandlungen von Fischer selber¹⁶ und von dem damals in Schweden lebenden Rassenforscher Hans F. K. Günther¹⁷, die grundsätzlich zur Rassenkunde und Vererbungslehre Stellung nehmen. Vor allem aber ist von Familienforschung die Rede, die seit dem Jahrgang 1924 einen Platz im Untertitel gefunden hat: „Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Denkmal- und Heimatschutz, Familienforschung“. Die sozialgeschichtliche Relevanz dieser Disziplin der Familienforschung war noch kaum entdeckt; weithin handelte es sich um eine spielerisch oder auch mit Imponiergehabe betriebene Sammelarbeit. Jetzt schien der rassische Aspekt der Familienforschung Würde und Gewicht zu geben. Im Vorspann zu einer ganz konventionellen Ahnentafel heißt es: „Wundervoll ist die werdende Erkenntnis vom Wirken und Wesen des Blutes“ — ohne daß das in eine konkrete Anwendung übersetzt würde.¹⁸ Dazu trat aber nun die praktische gegenwarts- und zukunftsbezogene Dimension: Familienforschung als Grundlage der „Erbpflege“. Der Reutlinger Heimatdichter und Familienforscher Ludwig Finckh empfiehlt in diesem Sinn in der Zeitschrift verschiedene neue Publikationen, u. a. die „Zeitschrift für Volksaufartung und Erbkunde“, herausgegeben vom Preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt.¹⁹ Zwischen all diese vielen Artikel schiebt sich schließlich ein einschlägiges Gedicht in pfälzischer Mundart: Die Vererbungstheorie.²⁰ Der Mannheimer Verfasser macht sich — allerdings ganz unaggressiv — lustig über die Professoren, die nun alle Vererbungsfragen nachgehen: „Sie wühle' sich bis an die Knie in die Vererbungstheorie ...“, und am Ende konstatiert er frech: „Ich sorg unn quäl unn müh mich ab: Vun wem ich's böse Mundschtück habü“

Da ist, so könnte man resümieren, vieles in Marsch gesetzt; der Weg ist vorgezeichnet, aber der Gleichschritt ist noch nicht erreicht. Am Ende des Jahrzehnts ist nicht unbedingt in jeder Nummer von Rassenfragen die Rede, aber die Vielstimmigkeit ist weggeblasen — die Lehre scheint nun weithin integriert. Im „Schwäbischen Heimatbuch“ ist ein Vortrag abgedruckt, den Hans Schwenkel 1929 bei der Tagung des Bundes für Heimatschutz gehalten hatte. Darin heißt es: „Das Blut, der Rassenwert, den ein Volk hat, ist gegeben, er ist durch das Schicksal bestimmt. Wohl aber können wir dieses Blut verderben

¹⁶ Vererbung, 4—6.

¹⁷ Die Familienforschung in ihren Beziehungen zur Vererbungslehre und Rassenkunde, 8—25.

¹⁸ S. Federte, Eine badische Ahnentafel, 35—43; hier 35.

¹⁹ Familienforschung in Baden, 1—4; hier 4.

²⁰ S. 7.

und damit die kulturschaffenden Kräfte vernichten. Diese Frage ist für unsere Zukunft eine der ernstesten Fragen. Die Bestrebungen der Rassenhygieniker und Ärzte, der Rassen- und Vererbungsforscher auf diesem Gebiete zielen darauf ab, die Substanz des Blutes und der Volkskraft zu erhalten oder gar durch Auslese zu verbessern. Das ist Pflege des Volkstums, Heimatpflege im realsten Sinne."²¹

Es ist kein Zufall, daß dieser Vortrag im Frühjahr 1934 als Sonderdruck neu aufgelegt wurde.²² Und es verwundert nicht, daß die Vertreter der Heimatpflege allenthalben triumphierend verkünden, daß ihre Bünde schon immer auf dem rechten Weg waren. „Der Kurs, den der Landesverein Badische Heimat eingeschlagen hat“, so wird dem Verein 1934 vom badischen Kultusminister bescheinigt, „braucht nicht verändert [zu] werden, denn die Badische Heimat steht ja schon dort, wo viele andere Leute erst hin wollen.“²³

Das heißt nicht, daß nun kontinuierlich über Rassenprobleme berichtet und gestritten würde. Es hat fast den Anschein, daß die Abstraktheit des Rassenbegriffs und damit seine Brauchbarkeit als Leerformel unangetastet blieb, weil bei der Konkretisierung erhebliche Probleme auftreten mußten. Zwar nimmt man es begeistert auf, daß wir — so drückte es Hans Friedrich Blunck 1931 in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ aus — „nicht der Rest einer versinkenden Rasse sind, deren letzte Überbleibsel mühsam gepflegt werden müssen, daß wir vielmehr im ganzen Norden als ein kräftiges, zusammenhängendes Volkstum dastehen“.²⁴ Das war, gegen Oswald Spengler und im Sinne Spenglers, eine Wendung gegen die fatalistische These vom Untergang des Abendlandes. Aber die Übertragung der fast tabellarisch zusammengefaßten Rassenhierarchien auf die Realität der lebenden Bevölkerung warf doch auch Probleme auf, etwa die schon erwähnte Frage der „Entnordung des Südens“²⁵, wie man damals sagte.

Nur manchmal wird in den Heimatzeitschriften ein Reflex solcher Auseinandersetzungen sichtbar. 1937 schreibt der Geograph Robert Gradmann eine Abhandlung über die „Abstammung des schwäbischen Volkes“. Er zeigte in dieser Schrift, „auf wie unsicherem Boden jeder Rückschluß aus dem heutigen Rassenbild auf die Abstammung der Bevölkerung sich bewegt“; aber im „Schwäbischen Heimatbuch“ wird vor allem die prozentuale Aufteilung zitiert, die auch er vorgenommen hat: 80% der Schwaben rein nordisch, der Rest keltoromanisch, vielleicht auch ostisch oder dinarisch — für die „ungermanische oder gar nichtnordische Abstammung“, so Gradmann, sei jedenfalls kein

²¹ Sinn und Ziel des Heimatschutzes, 13—25; hier 15 f.

²² Sonderabdruck, hrsg. vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.

²³ Ansprache von Dr. O. Wacker. In: Mein Heimatland 21 (1934) 376—379; hier 378.

²⁴ Deutsches Volkstum, Mai 1931, 395.

²⁵ Vgl. H. Schwenket (wie Anm. 22), 9.

Beweis erbracht.²⁶ Damit bewegt sich auch Gradmann und bewegen sich die referierenden Aufsätze in dem Jahrbuch in dem oktroyierten Koordinatensystem der Rassenkunde. Dies scheint mir ein wichtiger Befund. Oft und oft kommt es vor, daß sich Autoren keineswegs mit den ideologischen Elementen identifizieren, daß sie aber von der herrschenden Sprache, von den Denkformen, Klischees und Vorurteilen in ihren Bann geschlagen werden.

Das klingt nur leichtgewichtig, idealistisch — in Wirklichkeit führt diese Beobachtung zum wichtigsten sozialen und politischen Hintergrund der hier behandelten Ideologien hin. Rassenlehre — das hieß auch Antisemitismus. Und was im Bannkreis des Antisemitismus damals geschah oder in seiner tödlichen Entwicklung begriffen war, muß bei den Betrachtungen zur Rassenkunde mitbedacht werden. Antisemitismus war ein Ausfluß der Rassenlehre. In gleichem Maß scheint mir aber auch das Umgekehrte zu gelten: Die Rassenlehre und vor allem ihre exzessive Anwendung waren eine notwendige Folge des Antisemitismus.

Antisemitismus war nicht nur in seinen Konsequenzen die furchtbarste Erscheinung des Nationalsozialismus, er ist in gewisser Weise auch der Schlüssel zum Verständnis dieser Bewegung. Aktualisiert wurde der Antisemitismus zunächst als merkwürdige Mischung von angeblich objektiven Gegebenheiten und geforderten subjektiven Empfindungen. Einer der führenden Juristen schrieb 1933 über Volksgemeinschaft und Gleichartigkeit: „Die Gleichartigkeit geht hervor aus der Gleichheit der Rasse und des volklichen Schicksals. Das politische Volk bildet sich in der letzten Einheit des Willens, die aus dem Bewußtsein seinsmäßiger Gleichartigkeit erwächst. Das Bewußtsein der Artgleichheit und volklichen Zusammengehörigkeit aktualisiert sich vor allem in der Fähigkeit, die Artverschiedenheit zu erkennen und den Freund vom Feind zu unterscheiden. Und zwar kommt es darauf an, die Artverschiedenheit dort zu erkennen, wo sie nicht durch die Zugehörigkeit zu einer fremden Nation ohne weiteres sichtbar ist, etwa in dem Juden, der durch eine aktive Beteiligung an dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben die Illusion einer Artgleichheit und einer Zugehörigkeit zum Volke zu erwecken suchte und zu erwecken verstand.“²⁷

Der Postulatcharakter dieser Beschreibung, die mystifizierende Verankerung im Bewußtsein des Einzelnen lassen den Schluß zu — vorsichtiger gesagt: lassen den Verdacht aufkommen —, daß der Antisemitismus zwar durch die Rassenlehre verbindlich gemacht wurde, daß er aber nicht allein in ihr begründet war. Antisemitismus war vielmehr das Auffangbecken für sozial bedingte Aggres-

²⁶ Vgl. *H. Schwenke!*, *Volksstamm und Landschaft im schwäbischen Raum*, in: *Schwäbisches Heimatbuch 1938*, 55—58; insbesondere 58. Außerdem *J. Sautter*, *Wir Schwaben. Ein weiterer Beitrag zur Frage unseres nordischen Wesens*, ebd. 59—68.

²⁷ *E. Forsthoff*, *Der totale Staat*, 37 ff; zitiert bei *R. Kühnt*, *Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten*, Köln 1978, 269.

sionen, war eine Ablenkungsposition in sozialen Auseinandersetzungen, eine Bindung und — bezogen auf die auslösenden Kräfte — eine Neutralisierung von Widerstandspotentialen. Definitiver gesagt: Im Antisemitismus bündelte sich die antikapitalistische Haltung, die ja vom Nationalsozialismus durchaus geschürt wurde, die aber in seinem Sinn umgelenkt werden mußte.

Ich will versuchen, auch dies aus dem engeren Umkreis der sogenannten Heimatpflege zu begründen. Ich muß dabei noch einmal auf den Natur- und Landschaftsschutz zurückgreifen. Zunächst ist eine Schwäche des methodischen Ansatzes einzugestehen. Es wäre sicher aufschlußreich, die Tätigkeit der Landschaftsschützer an Erfolgen und Mißerfolgen zu messen, sie an einzelnen Beispielen zu analysieren — also etwa das Beispiel des ‚Kampfes um den Hohenstoffeln‘ herauszugreifen, einen Hegauberg, an dessen Nordseite ein großer Basaltsteinbruch entstand, der nicht nur die gewohnten Konturen, sondern den Berg selber zu zerstören drohte, wogegen sich die Naturschützer wandten.²⁸ Eine solche Fallanalyse kann ich nicht vorlegen. Und sicherlich könnte erst sie etwas aussagen über die Verlängerung der oft recht hochtönenden Programmatik in den Alltag hinein.

Wir sind hier auf die programmatischen Schriften angewiesen. Aber immerhin werden darin exemplarische Berichte gegeben aus den Feldern des Natur- und Landschaftsschutzes. Darunter sind Artikel, deren Prinzipien auch wir zustimmen würden, sind kluge Ratschläge und kreative architektonische Vorschläge, etwa zur Einfügung von Industriebauten in die Landschaft und manches andere. Aber schon hier wird deutlich, daß die industrielle Expansion als solche nicht in Frage steht. Es ist auch auffallend, mit welcher Intensität sich der Naturschutz auf die Reklame stürzt. Sie gilt als „die unangenehmste und aufdringlichste Entstellung, die unsere Landschaft erfahren hat“²⁹ — was sicher richtig ist —, aber sie steht am Rand der Produktion; sie dokumentiert den verhassten und mehrfach zitierten Krämergeist,³⁰ der freilich nur ästhetisch — und gewissermaßen nach dem Maßstab der Entfernung vom Ortsrand oder der Unberührtheit einer Landschaft — zurückgedrängt wird.³¹

Auffallend ist schließlich auch ein sprachliches Merkmal, das ich als isoliertes nicht überbewerten wollte, dessen Häufung aber doch Interpretationen er-

²⁸ Vgl. beispielsweise Alemannisches Volk. Kultur- und Heimat-Beilage der „Bodensee-Rundschau“ Nr. 3, 2. Jg. 1934, 11.

²⁹ H. Bartmann, Heimatpflege (Denkmalpflege und Heimatschutz). Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung, Leipzig und Berlin 1920, 80.

³⁰ Z. B. Schwäbisches Heimatbuch 1933, 334.

³¹ Einen grotesk-instruktiven Beleg für die Ignoranz der Landschaftsschützer gegenüber größeren Zusammenhängen bietet der Aufsatz von L. Schmieder, Luftschutz und Reklame? In: Mein Heimatland 26 (1939) 6 f. Der Verfasser beklagt die sich ausbreitende Lichtreklame und preist dann die Luftschutzübung als eine der wenigen Gelegenheiten, „an denen wir auch heute noch das alte, schöne, traute Bild einer deutschen Stadt, eines deutschen Dorfes bei Nacht unbehelligt erschauen dürfen“.

laubt. Die landschaftsschädlichen Erscheinungen werden substantialisiert und werden zu Subjekten des Unheils gemacht: der Steinbruch frißt sich immer weiter in die Landschaft ein,³² der Kanal gräbt sich tief in die unberührte Landschaft, und: „Wer bedauert nicht den Porphyr- und Zement hunger, der sich an den Bergen nördlich und südlich von Heidelberg schon dem Bahnreisenden traurig bemerkbar macht?“³³

Ganz läßt sich freilich nicht verbergen, daß nicht Porphyr und Zement hungrig sind, sondern daß der Hunger nach Porphyr und Zement Ausdruck und Folge der Großindustrie ist. Hier aber nimmt die Argumentation eine interessante Wendung. Der Heimatfreund, so heißt es, müsse sich auch mit der Entwicklung der Industrie und der Technik beschäftigen, und dies sei „um so nötiger, je mehr unsere Industrie auch von auswärtigen und ausländischen Konzernleitungen abhängig wird“. Und noch deutlicher dann: „Der badische Heimatfreund muß sich klarmachen, daß auswärtigen Industrieleitungen das Aussehen und Ergehen der badischen Heimat weit weniger am Herzen liegen werden als seine [sie!] eigenen Kapital- und Rentabilitätsinteressen.“³⁴

Was hier anklingt und was im einzelnen Beispiel vielleicht überinterpretiert erscheint, ist die Verlagerung innerer Strukturprobleme und letztlich sozialökonomischer Spannungen auf das Koordinatensystem von Innen und Außen, Eigen und Fremd. In Württemberg entstellte die Debatte um die Weißenhofsiedlung in Stuttgart die Argumente zur Kenntlichkeit. Die ästhetische und vielleicht auch praktisch-technische Diskussion um Flachdächer steigerte sich schnell in eine ideologische Opposition von deutsch und undeutsch. Hans Schwenkel diagnostizierte: „Die Vernichtung des Nationalen um der Internationalen willen, der Tod der Kultur, damit die Zivilisation lebe, der Mord der Seele um der Maschine willen“. „In der Stellung zur Tradition“, so schrieb er, „wie sie der Heimatschutz einerseits und die Bolschewisten um Le Corbusier andererseits einnehmen, offenbaren sich die grundlegenden Gegensätze in der Weltanschauung, in der Wertung des Lebens und der Kultur.“³⁵

Dies war die Wendung, die dem Nationalsozialismus entgegenkam, ja, die man als nationalsozialistisch bezeichnen könnte. Der Nationalsozialismus hatte ja ein durchaus ambivalentes Verhältnis gegenüber dem Kapitalismus. In den Jahren vor 1933 war Hitler immer wieder bemüht, seine Bündnisfähigkeit gegenüber der Industrie zu betonen. „Ich will“, so sagte er in einem Interview von 1931, „die Autorität, ich will die Persönlichkeit, ich will, daß jeder den Besitz, den er sich erobert hat, behalten soll, nach dem Grundsatz“ — und nun

³² Vgl. etwa K. Guenther, Der Hohenstoffeln. In: *Mein Heimatland* 9 u. 10. (1922/23) 26—28.

³³ A. Fellmeth, Die Industrie in Baden und die Heimatpflege. In: *Mein Heimatland* 14 (1927) 330—332; hier 331.

³⁴ Ebd. 332.

³⁵ Sinn und Ziel des Heimatschutzes (wie Anm. 22), 12.

kommt, nur scheinbar paradox, in Wirklichkeit aufgehoben in der darwinistischen Gemeinschaftsidee, der Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“.³⁶

Darre schrieb im Jahr 1932 eine Absage an alle Fluchtversuche vor der kapitalistischen Wirklichkeit, die über weite Strecken an eine rot-grüne Auseinandersetzung der Gegenwart gemahnen könnte: „Wir befinden uns heute in Deutschland noch im Zustande der Bauernromantik“, schrieb er, „das heißt wir sind bereits ein verstädtertes Volk geworden, welches begriffen hat, daß sein Untergang besiegelt ist, wenn sein Bauerntum vernichtet wird. Und wie noch immer in der Geschichte, werden auch heute wieder Rezepte, die vorwiegend einem städtischen Intellektualismus entspringen, angepriesen, um dem Übel abzuhelpfen, wobei diese städtischen Intellektuellen nur meistens nicht merken, daß sie an Symptomen herumkurieren, statt das Übel an der Wurzel zu fassen. Mit Schrebergärten und Eigenheimen, mit Kleinsiedlungen und Bauernromantik, mit Vegetarismus und mit Nacktkultur, mit Zupfgeige und Strumpflosgigkeit glaubte man das Übel bannen zu können, ohne das diabolische Grinsen des Kapitalismus zu bemerken, dem es schließlich nur recht ist, wenn man sich in seinem System mit Schrebergärten und Eigenheimen, mit Gartenstädten und Kleinsiedlungen möglichst gesund und häuslich einrichtete“ — das Übel aber, das an der Wurzel zu fassen sei, das sei der Kapitalismus.³⁷

Diese Zitate von Hitler und Darre dokumentieren nicht so sehr die Richtungskämpfe, die es tatsächlich im Nationalsozialismus gegeben hat, als die inneren Widersprüche, die in diesem System lebendig waren. Das Großkapital war — in Konsequenz der kleinbürgerlichen Prinzipien — der erklärte Gegner des Nationalsozialismus, aber gleichzeitig war es der notwendige Helfer, ja es war in vieler Hinsicht das Rückgrat der nationalsozialistischen Bewegung. Der „dritte Weg“, der zwischen Marxismus und Kapitalismus gesucht wurde, war ein kapitalistisch-faschistischer, war nur mit Hilfe der Großindustrie zu gehen. Das aber setzte die Umlenkung aggressiver Energien voraus, die Umlenkung gegen das ausländische Kapital und gegen die Juden. Dies war der „dritte Standpunkt“³⁸; die „Fesselung des kapitalistischen Riesen“, die schon Sombart gefordert hatte,³⁹ schien gelungen; an seinen Fesseln aber schleppte dieser Riese die Ideologen und Führer der Partei mit sich.

³⁶ Gespräche Hitlers mit Breiting, auszugsweise bei R. Kühnl (wie Anm. 27), 131.

³⁷ Zitiert nach K. Bergmann, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft*, Meisenheim am Glan 1970, 299 f.

³⁸ Dieser Terminus wurde vor allem von Moeller van den Bruck propagiert. Vgl. H. C. Schulz,

³⁹ D. Schulze-Marmelius, „Konservative Revolution“, in: J. Peters (Hrsg.), *Nationaler „Sozialismus“ von rechts*, Berlin 1980, 38 f.

³⁹ Zitiert bei K. Slavenhagen, *Heimat als Lebensinn*. Göttingen 1948, 8.

Möglich wurde diese Entwicklung durch die Aktivierung der antidemokratischen Traditionen. Auch sie finden einen Reflex in unseren Heimatzeitschriften. Schon im Dezember 1921 schreibt Hans Reyhing in den Blättern „Unsere Heimat“: „Ist das ein Toben und Wettern von Scheltwort und Scheltwort, ein Zanken und Zürnen der Parteien und Stände!“⁴⁰ Völkisch, das hieß damals und in den ganzen 20er wie in den 30er Jahren: über den Parteien, scheinbar neutral. Die Krisensituationen am Ende der Weimarer Republik steigerten das Gefühl, daß eine ganz neue politische Strukturebene erreicht werden müsse. „Das Ärgste war“, so schrieb Oscar Maria Graf in einem seiner Romane,⁴¹ „daß jetzt schon der dümmste wie der gescheiteste Mensch sagte, daß es so nicht mehr weitergehen könne.“ Das Neue präsentierte sich aber gar nicht nur in seiner Dynamik, als Bewegung, es versprach zunächst einmal Ausgleich, Ruhe. „Das Tempo des Lebens“, so verkündete Hans Zehrer in seinem Aufsatz „Die Revolution von rechts“, „wird wieder ruhiger dahinfließen. Und das ist gut so, damit der Mensch wieder lernt, Mensch zu werden.“⁴²

In diesem Zusammenhang muß schließlich auch noch von der Aufwertung des ländlichen Lebens die Rede sein, der Steigerung der von Darre verpönten Bauernromantik zu einem regelrechten Bauernmythos.⁴³ Das nationalsozialistische Mittel dazu war, was man die „Technokratie der Sinnlichkeit“ genannt hat⁴⁴: monströse Inszenierungen, Aufzüge, Filme, Kundgebungen, welche die immer weitergehende Industrialisierung verdeckten und statt dessen ein Konstrukt organischen Daseins bauten, das seinen Grund und seine symbolische Verdichtung im Bauerntum hatte. Solche Inszenierungen wären aber nicht angekommen, wenn dafür nicht der Boden bereitet gewesen wäre durch eine lange Tradition, die auch und gerade in den Schriften der Heimatpflege zum Ausdruck kam. Volkstum und Heimat — das waren Begriffe, die zunächst einmal ländliche Vorstellungen erweckten; und wenn vom drohenden Berlinertum die Rede ist,⁴⁵ dann ist damit nur zum Teil die Gefahr der Zentralisierung gemeint. Vor allem zielen solche Begriffe auf den Geist der Großstadt, „Unkultur, Kinoseuche, einseitige Sportfexerei und oberflächliche Banalität“⁴⁶ — das also, was auch als „Amerikanismus“ attackiert wurde.

⁴⁰ Bessere Heimatluft! in: Unsere Heimat Nr. 12, 1. Jg., 1.

⁴¹ „Anton Sittinger“ (1937).

⁴² Zitiert nach H. Diwald, Literatur und Zeitgeist in der Weimarer Republik, in: H. Schoeps (wie Anm. 7), 203—260; hier 226.

⁴³ Vgl. hierzu neben den Schriften von Emmerich (wie Anm. 11) und Bergmann (wie Anm. 37) D. Kramer, Die politische und ökonomische Funktionalisierung von ‚Heimat‘ im deutschen Imperialismus und Faschismus, in: Diskurs 1973/74, 3—22; besonders 18.

⁴⁴ W. F. Haug, Kritik der Warenästhetik, Ffm. 1972, 55 ff. Vgl. R. Stollmann, Ästhetisierung der Politik. Literaturstudien zum subjektiven Faschismus, Stuttgart 1978.

⁴⁵ Mein Heimatland 5. Jg. 1918, 5.

⁴⁶ C. A. Meckel, Heimatschutz, in: Mein Heimatland 11 (1924) 2—6; hier 6.

Die Hinwendung zum Land hatte auf der einen Seite realistische Hintergründe, zum Beispiel volksbildnerische und auch ökonomische. Mit Recht wird schon bald nach dem Krieg „das wirtschaftliche und kulturelle Helotendasein“ der Landbevölkerung kritisiert.⁴⁷ Aber in erster Linie sollte doch der „geistigen Landflucht“, wie es hieß, Einhalt geboten werden.⁴⁸ „Bauerntum ist keine Wirtschaftsform, sondern eine Lebensform“, schrieb August Lämmle.⁴⁹ Dies könnte der richtige Hinweis darauf sein, daß sich wirtschaftliche Bedingungen in die Lebensweise hinein verlängern, daß sie also auch die Kultur und Geistigkeit prägen. Aber hier schwang etwas ganz anderes mit, die Umkehr geradezu: als „Lebensform“ war sie nicht an die realen Bedingungen des bäuerlichen Wirtschaftens gebunden, sondern schien übertragbar, schien — zumindest im Extrakt — auch für andere, auch und gerade für Städter und Großstädter zu empfehlen. Bauer, Dorf, Land — das waren Gegenbilder zur dominanten Entwicklung, die durchaus ihre ideologische Wirkung taten.

Noch ein letztes konkretes Beispiel. Unmittelbar nach dem Krieg, 1919, erscheint in der Zeitschrift „Die Tat“ ein Manifest, in dem der Gegensatz Stadt/Land ausgespielt und zu einem Ergebnis geführt wird.⁵⁰ Es beginnt mit einem Prolog über „die alte Generalidee“:

„Bürger und Bürgerinnen!

Kein großes Volk kann wirklich klein sein.

Kein großes Volk kann lange zweiter Klasse leben.

Kein großes Volk kann ohne tragende Idee sein.

Bürger, was war?

Eine alte Daseinsidee. Die des vorigen Jahrhunderts. Sie hieß „Stadt“.

Die Stadt mit Industrie und Technik,

die Stadt durch Handel und Weltwirtschaft,

die Stadt aus Reichtum und Genuß,

die Stadt voll Elend und Entseelung —

Diese Stadt ist tot ...

Die alte deutsche Stadt der alten deutschen Bürgermacht ist tot, tot, tot.“

So geht es noch eine Zeitlang weiter, dann kommt die Wendung: Es sei „nichts verloren. Habt Mut, Deutsche: Die Stadtidee des 19. Jahrhunderts war eine europäische Idee. Ihr Sterben ist europäisches Sterben. Deutschland war es, das die moderne Stadt der materiellen Masse in tragisch-grandiosem Siegeszuge ad absurdum führte. Dieses Land opferte sich für Europa. Und dieses Land hat das Recht und die Pflicht und die Lust zu einer neuen Generalidee.

⁴⁷ F. Keller, *Heimatmission und Dorfkultur. Ein Beitrag zur Caritaspflege auf dem Lande, Freiburg i.Br.* 1919, 5.

⁴⁸ Ebd. 8.

⁴⁹ Zitiert im *Schwäbischen Heimatbuch* 1938, 5.

⁵⁰ Nachdruck bei J. Peters (wie Anm. 38), 95—98.

Die alte Idee hieß Stadt. Es lebe die neue, die Generalidee des 20. Jahrhunderts: „Land!“

In einem zweiten Passus ist vom „Aufstand der Jungen“ die Rede, es wird noch einmal geschildert, wie es mit der Stadt aussah und wie das Verhältnis zum Land war:

„Land war nicht Urtrieb, sondern Zeitvertrieb.

Land war nicht Hingabe, sondern Abgabe.

Das Land war uns in Leib und Seele fremd.“

In den Städten, so heißt es, „stand das Konzentrationslager alles blühenden Lebens, die Großstadt. Aber in deren eigenem Schöße aus eben diesem Stadtgeist heraus erwuchs lange schon seine Reaktion“.

Und schließlich, auf den folgenden Seiten, werden Empfehlungen gegeben zur Übersiedlung und Auswanderung aufs Land. Die Industrie strebt „an die Kanäle, Flüsse und Seen“. Die Frage: Ist das dann noch Land? wird nicht gestellt.

„Neue Wohnstätten“ entstehen „nur noch auf dem Lande“. Die Frage der Zersiedlung wird nicht aufgeworfen. Auch die Verwaltungen, Schulen und Vergnügungstätten wandern aufs Land. Am Ende steht eine glückverheißende Vision: „Ich sehe: das Grüne Land der Jugend, der Gesundheit und des Glücks. Das frische jungfräuliche Land.“ Überschieden ist das Ganze: „Das grüne Manifest“, und es ist eingesandt von einem Anonymus, der unterzeichnete: „Spartakus in Grün, an dem der rote sterben soll.“

Zwischen Grün und Braun — hier wird noch einmal überdeutlich das Thema angeschlagen. Daß es sich nicht einfach auf die Gegenwart beziehen läßt, liegt auf der Hand. Geschichtliche Wiederholungen im Sinn direkter Parallelitäten gibt es nicht — im 18. Brumaire ist das witzig und überzeugend dargelegt. Nur Schildbürger markieren die fischreichen Stellen in einem bewegten See, indem sie eine Kerbe ins Boot schnitzen.

Trotzdem: ist es ganz unmöglich, daß die Strömung sie wieder dorthin tragen wird?

In einem seiner letzten Gespräche hat Ernst Bloch das heutige Grün-Problem in provokanter Weise zugespitzt: „Das ist doch gute alte Nazi-Tradition: Heile Welt, reine Luft, Blut und Boden, keine Verfälschungen durch jüdische Machenschaften chemischer Art. Wenn es zu Hitlers Zeiten geschehen wäre, die Luftverschmutzung wäre selbstverständlich ein Programmpunkt der Nazis gewesen. Sie ist nicht gesund, nicht heil, nicht stramm, nicht vaterländisch usw., das ist völlig in der Nazi-Linie sichtbar. Es braucht nicht so zu sein, aber es läßt sich doch in das einspielen.“ Und Bloch fügt hinzu, schließlich werde die Natur schon seit 1860 oder 1870 verschandelt und nicht erst jetzt.¹¹

¹¹ Und wir bringen das Original, und alles andere ist Schwindel. Auszüge aus einem Gespräch mit Ernst Bloch, in: *Ästhetik und Kommunikation* 36 (Linker Konservatismus?), 10. Jg. 1979, 93—97; hier 94 f.

Ist diese Gegenposition mit einem Satz beiseite zu wischen? Ist nicht die Darre-Frage nach der Sinnlosigkeit von Symptomkuren zu stellen? Werden Widerstandspotentiale nicht in Schrebergartenformat parzelliert, damit sie nicht zur Unregierbarkeit beitragen? Ist die grüne Bewegung nicht begleitet von einer irrationalen Mythisierung des Sinnlichen — führen die gefeierten „Vibrationen“, „Ganzheiten“ und „Wunschströme“⁵² nicht weg von der allein möglichen rational-politischen Auseinandersetzung? Gibt nicht auch die Eleganz zu denken, mit der einzelne — Henning Eichberg beispielsweise⁵³ — die regionale Widerborstigkeit in nationales Pathos hinüberspielen?

Es gibt gegen solche Angriffe und Unterstellungen — daran kann kein Zweifel sein — sicher Gegenargumente. Die Naturzerstörung hat auch qualitativ andere Formen angenommen, imd das Ausmaß des Widerspruchs zwischen Wirtschaftswachstum und Lebensqualität ist noch größer geworden. Die Parzellierung wird in Netzwerken und in der politischen Formierung überbrückt; die naive Petersilienseligkeit ist einer reflektierten ökonomischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung gewichen.

Keine falsche Gleichung also am Ende. Aber der Blick in das Vergangene, das nach einem Wort von Siegfried Lenz „nicht heilbar“ ist,⁵⁴ kann nicht schaden. Geschichtliche Erfahrung, so sind wir belehrt worden, mache „weise (für immer)“⁵⁵. Sollten wir nicht doch nach Wegen suchen, damit sie uns „klug (für ein andermal)“ mache? Wer ‚Heimat‘ sagt, aber auch, wer ‚Grün‘ sagt, sollte darauf achten, wer ihm über die Schulter sieht — und er sollte sich abschirmen gegen falsche Souffleure.

Vgl. *H. Röttgen, F. Rabe, Vulkantänze. Linke und alternative Ausgänge*, München 1978. Dazu kritisch *T. Steffens, Wiederbelebnungsversuche*, in: *Ästhetik und Kommunikation* 36, 131—133. Vgl. ebd. 125—130: *Wir sind eben doch Deutsche. Gespräch über nationalrevolutionäre Perspektiven*.

Das Heimatmuseum, Hamburg 1978.

J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Hist.-Krit. Gesamtausgabe, Pfullingen o. J., 31.